Der Zauberpalast.

(Eine Geschichte aus der Barockzeit.)

In jeder älteren Stadt befindet sich, oft in dunkler Gasse, oft auf lichtem Markte, ein geheimnißvolles Haus, verwittert, groß, palastähnlich, welches den Zungen der einheimischen Fraubasen keine Ruhe gönnt. Mit wonnigem Gruseln erzählen die Leute von den schauerlichen Dingen, die da drinnen vorgehen, und aus den festverschlossenen Thüren und Fenstern, den wohlverstopften Spalten und Fugen dringt kein Laut, der den emsig fabulirenden Stadtklatsch Lügen strafen könnte. Unsichtbare Schildwachen stehen vor dem hohen Einfahrtsthore und lassen Niemanden über die Schwelle. Man könnte das Haus für leblos halten, sähe man nicht bisweilen, wie hinter den trüben Scheiben ein Schatten vorüberhuscht oder zwischen den Vorhängen hindurch etwas Menschliches mit scheuem Auge gen Himmel lugt. Im Uebrigen sieht das Haus so still und todt aus, als ob nur Räthsel darin wohnten, nur Gespenster darin umgingen.

Ein solches Geheimniß aus Stein und Marmor war der Palast der Familie Berospi zu Mailand, welcher vor einigen Jahrzehnten niedergerissen wurde. Damals, im Anfange des achtzehnten Jahrhunderts, stand er noch ziemlich lebenskräftig in einem der schönsten Theile der Stadt und wurde von dem Marchese Berospi, dem Letzten seines Geschlechtes, bewohnt. Der Marchese war in früher Jugend aus Rom nach Mailand übergesiedelt, um den großen, ihm befreundeten Instrumentenmachern seiner Zeit auch räumlich näher zu kommen, denn er hatte von seinem Vater und Großvater nicht blos deren großes Vermögen, sondern auch ihre musikalischen und musikwissenschaftlichen Liebhabereien geerbt. So hatte er sich eine Sammlung von Baßgeigen angelegt, in welcher die edelsten und größten Exemplare zu sehen waren oder vielmehr zu sehen gewesen wären, wenn sie der Marchese hätte sehen lassen. Er ließ aber höchstens manchmal einen durchreisenden Verwandten ins Haus. Dem zeigte er dann nicht ungerne seine Schätze, und wenn derselbe musikalisch war, griff er auch wohl nach einem seiner Lieblings-Instrumente und gab dem Gaste eine Probe seiner erstaunlichen Virtuosität. Dem Marchese war ja seine Sammlung kein todter Kram, sondern ein lebendiges Revier, in das er nach Wunsch und Willen Klang, Bewegung, Rhythmus brachte; und wenn man den baumstarken Mann, einen angehenden Fünfziger, der von der Cypresse den schlanken Wuchs und die vornehme Düsterheit hatte, hinter einer der gewaltigen, hochragenden Geigen sah, ihm zuhörte, wie er das Ungethüm bändigte, wie er darauf brauste, toste, donnerte, dann wieder in wunderschönem Schmerze aufjauchzte und aus dem Instrumente Töne zauberte, wovon die Welt draußen keine Ahnung hatte — wenn man den Sonderling in solchen Stunden sah und hörte, dann begriff man seine Vorliebe für die unwirsche Baßgeige, diese Liebe eines Riesen zu einem Riesen. Mann und Geige erschienen als etwas Zusammengehörendes, Zusammengewachsenes, als ein Brüderpaar. „Ein Ehepaar," pflegte der junge Graf Tizzoni zu verbessern, ein Neffe des Marchese und einer der Wenigen, welche in dem Hause Zutritt fanden. Der Marchese fand den Vergleich höchst albern und hörte ihn nicht gerne, denn er gemahnte ihn daran, daß ihm die schöne Theresa, seine junge Frau, vor fünfzehn Jahren nach kurzer Ehe an der Geburt eines Töchterchens gestorben war. Und ach, sie hatte eine so herrliche Stimme gehabt! Einen breiten wohligen Alt, der bequem bis zum kleinen e hinabstieg!

Seit dem Tode seiner Frau hatte sich der Marchese in die Einsamkeit zurückgezogen, lebte nur seiner Kunst, seinen Studien, seinen Experimenten, geigte, componirte, hing allerhand wunderlichen Problemen nach und verschloß sein Haus der Neugierde und dem Vorwitz, die sich dafür um so eifriger mit dem Hause beschäftigten und hinter den geheimnißvollen Mauern stets neue Gespenster witterten. Daß es in dem Palazzo Berospi spukte, das war klar. In der Nacht brauste, toste, donnerte es bisweilen von seltsam dumpfen Tönen, dann hörte man wieder ein Aufjauchzen und Aufseufzen, daß man nicht recht sagen konnte, ob ein Mensch gefoltert wurde oder vor Wonne verging. Und das war das Wenigste. Wenn erst die Leute gewußt hätten, wie es bei hellem Tage in dem alten Palaste zuging! Ja, von Außen schien er still und todt dazuliegen, sah er aus wie ein in tiefsten Schlaf versunkenes Gebäude; doch wenn man über die Schwelle kam und die schwere Thür hinter Einem ins Schloß fiel, wurde man alsbald von einem tonreichen Gespensterleben umfangen. Aus allen Ecken sang und klang es wie aus hundert unsichtbaren Orgelpfeifen. Man trat in ein Gemach, hörte plötzlich hart neben sich eine liebliche Frauenstimme, schaute sich nach der Sängerin um und erblickte — Niemand. Kopfschüttelnd ging man ins Nebenzimmer und prallte erschrocken zurück, denn eine Fluth der derbsten Schimpfwörter ergoß sich von der Decke herab: „Hund... Tagedieb... Räuber... Höllendrut!" Doch wieder sah man keinen Menschen. Rasch eilte man weiter und wurde im folgenden Gemach von der wunderbarsten Musik begrüßt, die unbegreiflich, als geigten die Engel im Himmel, über dem Haupte des erstaunten Besuchers schwebte. So ging es fort von Saal zu Saal. Das stumme Haus tönte, wo man den Fuß hinsetzte. Man wandelte in einer klingenden Wunderwelt zwischen Himmel und Hölle, und die Verblüffung steigerte sich von Schritt zu Schritt, und wenn man gar die Treppe hinauf, in den marmornen Vorsaal kam, da lief man Gefahr, sein bischen Verstand einzubüßen. Dieser Raum lag dem großen Garten zu, weit ab von der Straße, so daß man hätte glauben sollen, kein unberufener Laut könne in dieses Heiligthum dringen. Plötzlich aber kam, Gott weiß wie, woher, all der verworrene Lärm des Marktes hereingetobt. Peitschen knallten, Fuhrleute zankten sich, Wagen rasselten, so daß man unwillkürlich auf die Seite sprang, um auszuweichen. Die Nachbarn plauderten und lachten von einer Thür zur andern, Hökerweiber haderten mit einander, Straßensänger plärrten, Hausirer riefen ihre Waare aus, eine Compagnie Soldaten zog unter Trompetengeschmetter vorüber, und man hörte den Marschtritt gleichmäßig auf dem Pflaster aufklappen, hörte sogar die Dirnen, die am Brunnen Wasser holten und den schmucken Füsilieren ihre Glossen nachsendeten, hörte jedes Wort, jeden Ton, jedes Geräusch, die ganze bunte wirre Symphonie des Straßenlebens, hörte Alles ganz deutlich und sah — nichts, gar nichts. Offenbar waren es Gespenster, die sich in solchen Scherzen gefielen und mit dem tollen Spuk den Fremdling äfften. Daß es nicht mit richtigen Dingen zuging, daran ließ sich nun und nimmermehr zweifeln.

Der Hausherr aber lächelte, wenn er das verdutzte Gesicht seiner so seltenen Gäste sah, und bemühte sich, denselben auseinanderzusetzen, inwiefern er nichts weniger, als ein Schwarzkünstler sei, sondern nur ein mit der Wissenschaft vom Schalle wohlvertrauter Mann.

Mittelst sinnreich construirter Schallrohre trug er den Ton meilenweit, baute Riesen-Instrumente, deren Klang einer ganzen Armee zum Signale dienen sollte, entwarf den Plan zu Zauberpalästen, wo jeder Laut von geheimen Trichtern aufgefangen wurde und in vermauerten Cylindern durchs Haus lief, so daß man in dem einen Zimmer hörte, was man in dem andern sang oder sagte, jede Wand ein Ohr, jeder Plafond einen Mund bekam und der Straßenlärm mit allen seinen hundertfältigen Rufen in beliebiger Weise hereingeleitet werden konnte. Wer das nicht wußte, der staunte freilich, wenn in einem menschenleeren Gemache plötzlich die liebliche Stimme Theresa's, die fast so schön sang, als die verstorbene Mutter, oder die Engelsklänge eines Streichquartetts oder die sehr irdischen Flüche des Hausherrn, der seine beiden alten Dienstboten bisweilen etwas jähzornig anfuhr, hart neben ihm ertönten. Allein dies Alles beruhte auf „natürlicher Geheimkunst", wie der Marchese zu sagen pflegte, und um es zu bewerkstelligen, um seinen Palast in ein wundersam klingendes Haus zu verwandeln, hatte er nicht mit dem Teufel, nur mit dem jungen Marco Bianchi einen Bund schließen brauchen, einem ausgezeichneten Baumeister jener Zeit, der nicht blos das taube Gestein zu beherrschen wußte, sondern auch in der Welt der Töne wohl zu Hause war. Gleich den großen Künstlern der Renaissance, gleich einem Leonardo da Vinci, Benvenuto Cellini, Giorgione, Tiziano, betrieb er neben Malerei und Architektur eifrigst die göttliche Musik, und es gab fast kein Instrument, das er nicht mit einer gewissen Meisterschaft gespielt hätte. Kein Wunder, wenn ihn der Marchese lieb gewann. Marco Bianchi und Graf Tizzoni waren nahezu die einzigen Menschen, welche über die Schwelle des Palastes Berospi gelassen wurden und die darin aufgestapelten Schätze betrachten durften. Man wird es aber nur zu natürlich finden, wenn den jungen Leuten weniger die ungewöhnlichen Baßgeigen und ähnlichen Raritäten in die Augen stachen, als vielmehr eine rosenrothe jugendfrische Merkwürdigkeit, auch ein Unicum in ihrer Art, nämlich die fünfzehnjährige Theresa, eines jener echten Mailänder Kinder mit dem schmalen, edel profilirten Gesichte, wie sie Leonardo und Luini für die Unsterblichkeit malten, zart, fein, Alles scharf und deutlich umrissen, und doch Alles voll anmuthiger Fülle. Theresa sang, Theresa geigte, Theresa war ein ganzer Musikus bis in die Fingerspitzen, war vor Allem eine prächtige Tochter, die sich mit ewig heiterem Gemüth in die manchmal wunderlichen Launen ihres Vaters schickte.

Wie glücklich war Marco, wenn Theresa mit ihm plauderte. Wahrlich, ihm ging die Sonne zweimal täglich auf: das erstemal des Morgens, wenn er zu früher Arbeit aus dem Bette sprang, und des Abends, wenn er nach vollbrachtem Tagewerk in den Palast Berospi eilte und die immer schöner erblühende Theresa ihm entgegenlächelte.

Ueber diesen Himmel flogen einige Wolken, als dann später Graf Tizzoni ins Haus kam und mit allen Vortheilen eines nahen Verwandten und geübten Weltmannes sich darin festsetzte. Der verstand es, in das unerfahrene Herz sich einzuschmeicheln und darin Gefühle wachzurufen, die es vielleicht dem schüchternen Baumeister dargebracht hätte, wäre derselbe weniger respectvoll gewesen. Theresa lebte zu einsam, zu weit abseits vom Menschenverkehre, als daß sie nicht in Gefahr gerathen wäre, ihre erste Liebe an einen Unwürdigen zu verschwenden. Unwürdig, ein hartes Wort! Der Bettler war im Grunde ein reizender Mensch, gleichfalls ein guter Musiker, sehr erfindsam, sehr lustig und unterhaltend, trotz seiner Jugend schon ziemlich weit in der Welt herumgekommen, und gewiß war er auch der schönen Base sehr zugethan, wobei es nur zweifelhaft blieb, ob er mehr in sie oder in ihren Reichthum verliebt war. Der letztere hatte jedenfalls ein Recht auf seine Hochachtung und bald, wie er hoffte, auf seine Dankbarkeit, denn er gedachte sein durch allerhand leichtsinnige Streiche zerrüttetes Vermögen damit auszubessern. Und da er ein Mann war, der die Gelegenheit beim Schopfe zu ergreifen verstand, so hielt er eines Tages schlankweg um die Hand der schönen Theresa an, und sie wurde ihm auch zugesagt, freilich nur bedingungsweise. Das fügte sich folgendermaßen:

Der Marchese hatte eines Abends, als die beiden Nebenbuhler zugegen waren, wie gewöhnlich sein Töchterlein in der Baßgeige versteckt, aus welcher ihre Stimme hervorklang, um den Neffen mit dem Scherze zu foppen. Dieser aber wußte um das Geheimniß, hatte es sich vielleicht von Theresa verrathen lassen, und lobte das Terzett über die Maßen, namentlich die herrliche Baßpartie. Schade, meinte er, daß der Marchese dieselbe auf einer so kleinen Violine spiele. Einer kleinen! Und der Marchese glaubte den zweitgrößten Contrabaß der Welt zu besitzen. Nur ein sächsischer Prinz, der in Merseburg wohnte und eine herrliche Sammlung von Baßgeigen angelegt hatte, war seines Wissens im Besitze eines noch größeren Basses. Man brauchte einen Tritt von sieben Stufen, um diesem Riesen an den Hals zu kommen.

„Sie täuschen sich, lieber Oheim," versetzte der Graf; „auf meiner Reise durch England habe ich eine noch größere Baßgeige gesehen. Das Monstrum füllte mit seinem Leibe ein großes Zimmer, und der Hals trieb seinen Wirbelkasten durch die Decke ins andere Stockwerk hinauf, so daß das Instrument thatsächlich in dem Zimmer über dem Spieler gestimmt werden mußte, worüber ich Ihnen gedruckte Berichte vorlegen kann..."

Der Marchese stand sprachlos. Ein solches Wunder gab es in der Welt und er wußte nichts davon, besaß es nicht! Auf, auf nach England! Der Baß mußte um jeden Preis in seinen Besitz kommen.

„Was geben Sie mir, lieber Oheim, wenn ich Ihnen denselben verschaffe?"

„Was Du willst!"

„Nun, so verlange ich dafür das Instrument, das Sie gerade zwischen den Armen halten und daß mir vortrefflich gefällt."

„Nimm's, nimm's! Du kannst es gleich haben, ich will nur..."

„Halt! Es darf nichts daran verändert werden. Ich will das Instrument ganz so, wie es in diesem Augenblicke ist."

„Mit seinem Inhalte, Vermessener?... Du weißt ja nicht..."

„Mit seinem vollen Inhalte, lieber Oheim."

„Ich kann sie ja aber doch nicht zwingen!"

„Wen? sie?... Sie meinen wohl die Baßgeige... Nun, die können wir ja um ihren Willen befragen."

Und Graf Tizzoni nahm das Instrument sachte aus den Armen des Marchese, lehnte es zärtlich an seine Brust und fragte im süßesten Tone, dessen er fähig war, zu den F-Löchern hinein:

„Willst Du mein gehören?"

Und da keine Antwort erfolgte, so fragte er nochmals, worauf dann eine silberhelle Stimme erwiderte:

„Wenn der Papa es wünscht... Bitte aber mich jetzt herauszulassen."

Theresa sprang aus dem vibrirenden Verließ. Der Vetter wollte sie frech in seine Arme schließen, das Mädchen wich aber, plötzlich erschreckend, zurück, und auch der Papa meinte, die Sache sei denn doch zu ernst, als daß man sie wie ein leichtsinniges Spiel abthun könne.

„Nicht wahr, Marco?" sagte er zu dem Architekten, um ihn, der während des ganzen Auftrittes ein grimmiges Stillschweigen bewahrte, ins Gespräch zu ziehen. Der arme Mensch lechzte danach, seinem Unwillen Luft zu machen. Er hätte dem Grafen widersprochen, und würde dieser die sonnenklarsten Dinge vorgebracht haben.

„Gewiß!" antwortete er dem Marchese. „Umsomehr, als es sich nicht der Mühe lohnt, wegen eines so zwerghaften Instrumentes so viel Aufhebens zu machen. Ich kenne eine Baßgeige, in der man bequem spazieren kann... einige tausend Leute finden darin Platz."

„Dann gehört..."

Freudig auffahrend, wollte der Marchese sagen, seine Tochter gehöre dann ihm, dem Architekten, wenn er ihm dieses Weltmirakel verschaffe, nur den Anblick desselben vermittle. Rechtzeitig aber hielt er inne, denn er merkte, daß es sich nur um einen bitteren Scherz handeln könne. Zum erstenmale erkannte der kurzsichtige Vater in seinen jungen Freunden Nebenbuhler, die einander trotzig zu überbieten suchten, und zum erstenmale erblickte er sein Töchterlein in einem neuen Lichte, sah er, daß die Natur eines ihrer größten Wunder — das Heranreifen eines Mädchens zur Jungfrau — an dem Kinde zu vollziehen im Begriffe war. Ein trüber Gedanke glitt über seine Stirne: er dachte an das Schicksal der Eltern, denen die Liebe ihr Liebstes zu rauben pflegt, tröstete sich aber mit der Erwägung, daß die Sache jedenfalls Zeit habe, und daß er die zarte Kleine unter keinen Umständen vor Ablauf zweier Jahre werde heirathen lassen. Um aber der ganzen Angelegenheit eine spaßhafte Wendung zu geben, sagte er lachend:

„Nun ja, der von euch Beiden kriegt sie, der die größere Baßgeige zur Stelle schafft."

„Ein Mann, ein Wort!" rief der Neffe.

„Abgemacht! Ich verschachere dich um einen Contrabaß, Theresa — was meinst Du zu dem Rabenvater?"

„Bitte sehr, lieber Oheim, Sie sagen dies Alles nicht ernsthaft genug."

Und der schlaue Neffe wußte den Papa derart in die Enge zu treiben, daß dieser zuletzt im Ernste, wenn auch recht ärgerlich bestätigte, was er anfangs im Scherze gemeint hatte. Es sei, Theresa gegen eine Baßgeige! Der Oheim gab dem Neffen die Hand darauf: nur dürfe der Wettkampf nicht vor zwei Jahren zum Austrag gebracht werden.

„Ein Wettkampf!" murmelte Marco verächtlich vor sich hin.

„Der Steinmetz thut wohl nicht mit?" fragte Graf Tizzoni in übermüthigem, höhnischem Tone.

„Gewiß nicht!"

Theresa zuckte zusammen bei dieser kühlen, schroffen Verneinung. Stolz regte sich in ihr, ein ihr ganz neues Gefühl. Wie? Hielt man sie, Theresa Berospi, etwa keines Kampfes werth? Ein strafender Blick war die Antwort auf jenes schnöde Wort, allein er kreuzte sich mit einem Blicke Marco's, einem so innigen, aus den Tiefen der Seele aufleuchtenden Blicke, daß Theresa auf einmal das Wort ganz anders deutete. Ob er sie eines Kampfes werth hielt! Sein Leben hätte er für sie gegeben! Nur das frivole Würfeln um ihren Besitz war ihm ins Herz zuwider: Liebe durfte man nur gegen Liebe ausspielen, Theresa Berospi stand zu hoch, um als Einsatz einer leichtfertigen Wette mißbraucht zu werden. Dies Alles sagte ihr der einzige Blick. In einem Nu fühlte sie sich um viele Jahre älter, und es ging ihr eine ganz andere, schönere, aber auch minder harmlose Welt auf, als die war, die sie bisher im verschlossenen Palaste des Vaters gesehen. Sie wußte jetzt, daß diese Welt eine Doppelmaske trägt, in gute und in böse Menschen sich eintheilt; daß man ein Mädchen um seiner schönen Augen oder um seiner goldenen Ducaten willen lieben kann; daß der gleißende Schein trügt und die reizendsten Männer oft die verächtlichsten sind. Ach, was wußte sie nicht mit Einem male, was lehrte ihr nicht der erwachende jungfräuliche Instinct, der da weiser ist, als alle Weisheit der Weisen! Sie glaubte sogar zu ahnen, daß ihr Herz lange Zeit in einem unbegreiflichen Wahne befangen gewesen, daß nicht der Vetter, daß der schüchterne Künstler in Wahrheit der liebenswürdigere Mann war... doch nein, das ahnte sie nicht, das wußte sie ganz gewiß: Theresa Berospi liebte den Baumeister Marco Bianchi.

...Es vergingen Monate um Monate, es vergingen fast zwei Jahre. Von Außen blieb das geheimnißvolle Haus still und todt, und im Innern trieben die Gespenster nach wie vor ihren lustigen Spuk; nur unter den Bewohnern war Einiges anders geworden. Graf Tizzoni hatte sich, vom Oheim reichlich mit Geld versehen, nach England begeben, Marco und Theresa aber waren Braut und Bräutigam geworden. In kurzer Zeit sollte Hochzeit sein. Sobald Marco mit seiner Kirche San Francesco di Paola, an welcher er seit Jahren baute, fertig geworden, wollte er daran gehen, die hintersten Gartenzimmer des Palazzo für sich und seine Zukünftige herzurichten, die einzigen, die noch nicht verzaubert waren. Da kam eines Morgens der Marchese mit verstörtem Gesichte zu ihm in die Bauhütte. Schon lange, sehr lange hatte der Sonderling Haus und Garten nicht mehr verlassen. Es mußte etwas ganz Besonderes vorgegangen sein, daß er sich über die Straße wagte. Etwas ganz Besonderes und etwas sehr Unangenehmes dazu? Der Neffe war zurückgekommen, und den Riesenbaß hatte er wahrhaftig mitgebracht. In Rotterdam war ein eigener Lastwagen für das Ungethüm gebaut worden. Eine dumme, eine verwünschte Geschichte! Der Marchese hatte Wort und Hand gegeben, Marco wußte es ja, und wie sollte er nun den Kopf aus der Schlinge ziehen? Uebrigens schien der Baß nach der Schilderung des Neffen ein prachtvolles Instrument zu sein. Ausgepackt war er noch nicht.

Den Klagen des wackern Herrn gegenüber blieb der Baumeister befremdlich ruhig und sagte blos, die Sache werde wohl nicht so gefährlich sein, der Marchese brauche sein Wort nicht zu brechen, allein die zwei Jahre seien erst in vierzehn Tagen um, und Gott habe in einer Woche die Welt erschaffen, und der Mensch, sein Ebenbild werde hoffentlich in zwei Wochen wenigstens eine Baßgeige zuwege bringen, noch größer als alle englischen Colosse; der Marchese möge ihm nur erlauben, aus seiner Sammlung so viel Modelle zu entlehnen, als er nöthig habe. Das sagte dieser gerne zu und entfernte sich dann, indem er sich kopfschüttelnd zwischen den vielen Gerüsten, welche die Kirche verstellten, und den fröhlich arbeitenden Malern, Stuccatoren und Steinmetzen hindurchdrängte. „Ein curioses Bauwerk," murmelte er, vor dem Hinausgehen das Wirrsal nochmals überschauend.

Die vierzehn Tage waren für ihn eine qualvolle Zeit. Er dachte an die Wundergeige, die noch in ihrer Riesenkiste schlummerte, und dachte an seine Theresa, die um ihr Glück besorgt, vor ihm trauerte, und der Vater und der Künstler in ihm kämpften gegen einander fürchterliche Kämpfe. Marco und der Neffe dagegen trugen Beide eine erstaunliche Zuversicht zur Schau. Marco zumal. Dieser war so siegesgewiß, daß er am Tage, wo die Wette endlich entschieden werden sollte und Alle zum Besuche der in einem Magazine lagernden Baßgeige sich anschickten, hochmüthig sagte, den Gang könne man sich ersparen, man möge nur gleich mit ihm nach San Francesco kommen, da werde er den Herrschaften eine Geige vorstellen, so ungeheuer groß, daß sie zu spielen hundert Männer kaum hinreichten... Die Kirche prangte in ihrem frischen Schmucke. Die Gerüste waren entfernt, der Marmor glänzte, die Vergoldungen funkelten, die bunten Malereien jubelten. Welch eine Lust, in diesem für eine frohlockende Andacht gebauten Gotteshause zu wandeln! Aber seltsam sah es aus, und die Freunde wußten sich nicht gleich in den so bekannten und doch so fremden Formen zurechtzufinden. Richtig, jetzt brachten sie's heraus: Marco hatte seiner Kirche die Form einer Baßgeige gegeben! Der große Kirchenraum stellte den Resonanzkörper vor, die schön gebogenen und geschwungenen Wände ringsum waren die Zargen, der lange, schmale Chor bildete Hals und Wirbelkasten. Eine regelrechte Baßgeige! Eines jener architektonischen Kunststücke, wie sie die Barockzeit so gerne hervorbrachte! Als Baumeister war ja Marco Bianchi ein treuer Sohn seiner Zeit, haßte die gerade Linie wie Gift und hatte seine Freude an den Curven, Schnörkeln, Schwingungen, Brechungen, Wellenformen und Schneckenlinien, an dem steinernen Wulst und Schwall, der marmornen Tischlerarbeiten, worin die Architekten jener Tage ihr Ideal erkannten. Seit jenem Abend, wo Theresa zum Kampfpreis eines Wettbewerbes erniedrigt wurde, war es ihm zwar nie in den Sinn gekommen, auf den schnöden Zweikampf sich einzulassen; allein die Idee einer riesengroßen Baßgeige hatte sich unversehens seines Geistes bemächtigt und, fast ihm selber unbewußt, zu einem architektonischen Plane entwickelt. Gab es ein Modell mit weicher geschlängelten, harmonischer wallenden Linien, als sie die Geigenform bot? Marco wunderte sich nur, daß vor ihm kein Baumeister auf den Einfall gekommen.

„Groß ist die Geige," sagte der Neffe; „groß, daß man darin Hochzeit halten könnte," setzte er unfreundlicher hinzu. „Allein sie giebt keinen Ton von sich."

Marco winkte. Augenblicks ging ein Donner durch die Kirche, als ob eine Armee von Contrabässen im gewaltigsten Fortissimo einsetzte. Und so war es auch. Droben auf der Orgelbühne geigten hundert Musiker, die der Baumeister unter seinen Freunden und Werkleuten aufgetrieben hatte, und bearbeiteten mit heiligem Furor die prächtigen Instrumente des Marchese, eine seiner wunderlichen Compositionen spielend, in welchen seine Vorliebe für Baßgeigen, für starken musikalischen Vollklang sich aussprach. Wie das brauste, toste, wogte, stürmte! Und wenn der Ocean schwieg, sangen die Rieseninstrumente einzeln nach einander, und man hörte die Stimme der seltensten Bässe, solcher mit acht Saiten, mit zwölf Saiten, mit zwanzig Saiten, hörte den Violone, den Contraviolone, den Accordo, die Lyra, den Lirone perfetto, arco violyra, die archiviola, viola bastarca, viola di bardone, viola pomposa, viola da gamba, tromba marina; und all die Donnerstimmen hallten dann wieder in einander, und aus den Tiefen erhoben sich allmälig, von Violintönen getragen, höhere Melodien und schwebten wie verklärte Geister über den Wassern, und so wogte und fluthete es hinauf, hinab, von einem Pole zum andern, ein Meer erschütternder, beseligender Stimmen. Alle fühlten sich ergriffen. Graf Tizzoni hatte sich still entfernt. Der Marchese war in einen Kirchenstuhl gesunken und träumte mit dem Kopfe in der Hand, träumte von einer zukünftigen Zeit, welcher die engbrüstigen, lungenschwachen Instrumente der Gegenwart, die Spinette, Sordinen, Sordinellen, Violetten, Pocchetten, Kebecchini, altväterischer Trödel waren und deren musikalisches Denken und Trachten nach unerhörter Klangstärke rang; träumte von der Allgewalt seiner herrlichen Baßcolosse: „Basso, basis, Grundlage jedes Tongebäudes, fester Grund, von dem der klingende Gedanke sich in den Aether emporschwingt, mächtiger Erdensohn, Atlas, der das Firmament trägt! Der Himmel des Gesanges stürzt zusammen ohne deine Stütze, und ohne dich bleibt die schönste Melodie eine unstet irrende Seele, die ihren Körper sucht!

Indeß der Vater träumte, waren Marco und Theresa vor dem Altare auf die Knie gesunken und beteten, wenn auch ein Gebet wofür sie keine Worte fanden. Die Kirche war vom Priester noch nicht eingesegnet, aber die Liebe, die fromm in ihrem Herzen sang, gab dem Gotteshause die schönste, heiligste Weihe.

Bald darauf geriethen die Klatschbasen der Nachbarschaft außer sich. Das Thor des geheimnißvollen Hauses wurde wagenweit geöffnet, einmal um den englischen Baß einzulassen, den der Marchese um schweres Geld seinem Neffen abgekauft hatte, dann um einen Hochzeitszug auf die Straße zu lassen. Und Wunder über Wunder! Nach der Trauung wollte sich das Thor noch immer nicht schließen, sondern beide Flügel blieben offen stehen. Die Freude und die Freundschaft schritten unbehindert über die Schwelle, und fast täglich bewirthete der gründlich umgestimmte Marchese die fröhlichste Gesellschaft in seinem lustig fortklingenden, aber vom Räthselhaften erlösten Palaste. Marco und Theresa lebten lange und zufrieden. Von ihrem Glücke zeugt heute nur noch die Kirche San Francesco di Paola in der Via Allessandro Manzoni zu Mailand, noch immer die größte Baßgeige des Weltalls. (Wiener N. Fr. Presse.)

Ein Tambour.

Nach dem Französischen.

Der brave Joseph Tapin kehrte, als er sieben Jahre unter den Fahnen zugebracht hatte, in sein heimisches Dörfchen zurück und heirathete die kleine, hübsche und dabei resolute Louise, in die er sterblich verliebt war.

Tapin verfügte über keine Reichthümer, im Gegentheil, dafür hatte er aber Etwas, das auch einem Gut gleichkommt und das man den Schatz der Armuth nennen könnte — Gesundheit, Frohsinn, Verstand und ein gutes Herz. Dann besaß er außerdem noch seine Trommel — er war Tambour gewesen! — eine Trommel, die er ganz ausgezeichnet schlug und die ihm den Weg zur Stelle eines Dorftambours und öffentlichen Ausrufers ebnete. Es ist dies Amt, wie man weiß, nach demjenigen des Maire's, dessen Verfügungen der Ausrufer verkündet, auf dem Lande weitaus das angesehenste.

Joseph war aber auch ein Meister auf seinem Instrumente, es wohnte seinen Schlägeln eine wunderbare Feinheit inne. Sein „rrran, rrran" bot, während es mächtig anschwoll, alle Nüancen der Kraft, und sein „plan, plan, rataplan" klang so energisch wie das Kommando des Obersten. Als er auf Freiersfüßen ging, trug er auf der Eselshaut seiner Angebeteten öfter eine Nummer vor, welche er die „Schlacht bei Solferino" nannte. Zuerst hörte man die verschiedenen Batterien, die Signale zum Aufheben des Lagers, dann den scharf markirten Marsch, welchen plötzlich ein scharfer, kurz abgebrochener Ton, der ein „Achtung!" bedeutete, unterbrach. Ein wildes Durcheinander von „rran, rran, rataplan" zeigte an, daß man die Waffen zur Attake fertig mache, dann folgte das Zeichen zum Feuern und in der Ferne begann jetzt die Aktion — ein dumpfes Rollen wie die Salven der Peletons und dazwischen in unregelmäßigen Intervallen Kanonenschüsse. Da gab es ferner Ueberfälle aus dem Hinterhalt, Ueberrumpelungen; man vernahm das Knattern der Mitrailleuse und aus dem Getöse des wogenden Kampfes heraus schallte immer wieder das hastige, unheimliche Signal zum Feuern. Dann schloß er mit einem Siegesfang und ein dröhnender Marsch, mit einer Kraft geschlagen, als seien es zwanzig Mann, verkündete den Triumph. Die Zuhörer waren hingerissen und Louise belohnte den Künstler mit jenem verheißenden süßen Lächeln, welches einen Verliebten in Feuer und Flammen versetzt.

Joseph heirathete also seine Louise. Die Ehe war eine sonnige und nach einem Jahre erschien ein gesunder Junge, welcher das Band zwischen den beiden Gatten noch befestigte. Das Häuschen war nun vollständig besetzt, denn mit dem Bübchen war auch das Glück eingezogen. Louise war früh und spät an der Arbeit, pflegte ihr Kind auf's Zärtlichste und kam der Mann von seinen amtlichen Gängen heim, strahlte er vor Lust beim Anblick der schönen Mutter und des gesunden Knaben, mit dem er den Rest des Tages über spielte, so daß Louise oft mit reizendem Schmollen auch ihren Antheil an seiner Zärtlichkeit forderte.

Der Kleine gedieh vortrefflich. Mit vier Jahren war er einer jener kleinen Teufel, welche die Mütter ihre kleinen Engel nennen. Der Vater schenkte ihm eine Trommel und gab ihm Stunden wie ein Professor. Nichts komischer als diese beiden Tambouren, welche bei ihren Uebungen einen das ganze Dorf erfüllenden Heidenlärm anrichteten. Louise verbarg zuweilen die Kindertrommel, aber Joseph bat so inständig, ihm dieselbe herauszugeben, daß sie nicht lange widerstand und dann ging's wieder los, daß die Fenster zitterten....

Wozu sind wir auf der Erde, was ist unsere Bestimmung und warum schwindet die Freude, auf die wir Recht zu haben wähnen, stets so rasch?....Der kleine Knabe erkrankte. Der väterliche Trommelwirbel verstummte, die Mutter saß jetzt neben dem Bettchen und sang mit wehmuthsvoller Stimme den Liedlein in Schlummer. Stundenlang betrachteten die Eltern in stummem Schmerz ihr Kind. Sie sahen, wie dessen Kräfte schwanden und jede Hoffnung entfloh. Keines wagte das Andere zu trösten.

Eines Tages leuchtete indessen doch noch ein Hoffnungsstrahl auf. Das Kind schien aufzuleben, es verlangte sein Spielzeug und seine Trommel. Aber ach, seine mageren Händchen waren zu schwach, um sie aufzuheben. Da schob es dieselben dem Vater zu, indem es lispelte: „Spiel Du auf!" Und der Vater faßte mit seinen breiten Händen die Kindertrommel, nahm sie zwischen die Knie und schlug ganz leise, leise alle die Stücke, die der Kleine bereits erlernt hatte. Der junge Patient lächelte, seine vom Fieber erweiterten Augen schienen noch größer zu werden. Der Vater aber führte in seiner stillen Glückseligkeit, daß sein Kind, sein einziges Kind ihm wieder gesunde, den Schlägel immer wuchtiger; immer lauter erscholl der Ton, der alte Tambour schlug die Retraite wie in seinen besten Tagen.

Dieser militärische Marsch hatte allmälig seine Garnisons-Erinnerungen wieder aufgeweckt, — der Zustand seines Kindes war vergessen! Er sah sich wie träumend inmitten der kleinen Provinzialstadt, wo er sieben volle Jahre zugebracht; es war acht Uhr Abends, die Tambouren traten in Reih und Glied, sie marschirten zur Runde; die Bürger standen unter den Hausthüren, die Buben schritten vor dem Tambourmajor her, die Gesellen liefen hinterdrein, die Soldaten eilten nach der Kaserne. „Rrrran, rrran, rrrataplan; rrran...." Jetzt schritt auch er durch das Kasernenthor, der letzte Schlag verhallte, man legte sich zur Ruhe.

Wie Joseph aufhörte, verschwand die Vision, er sah die schreckliche Wirklichkeit vor sich. Das Kind lag noch immer da mit offenen Augen, aber sie waren gebrochen, — ein Lächeln schwebte auf seinen Lippen, aber sie waren blaß. — Es war todt, das arme kleine Wesen, es war gestorben, der Vater hatte die Retraite geschlagen und es gleichsam nach jenem Quartier geführt, wo es keine Rückkehr mehr giebt.

Das Leid der Eltern schildert keine Feder; nur die wissen es zu ermessen, die selber ein theures Kind verloren. Die Kindertrommel wurde in einem Schrank untergebracht, den man nur von Zeit zu Zeit aufschloß, um die Reliquie zu sehen und zu weinen. Als der Kriegsminister Farre in der Armee die Tambouren abschaffte, sagte Joseph bitter: „Da hat er Recht gehabt." Und als der General Billot sie jüngst einführte, murmelte er mißgestimmt und traurig: „Wozu auch? Mein Kind ist ja todt!"

— Der Tabaksverbrauch der Welt. Ein Amerikaner hat folgende Berechnung angestellt: Wenn man aus dem Tabak, der jährlich als Rauch-, Schnupf- oder Kautabak verbraucht wird, ein Tau von 2 Zoll Dicke machte, würde dasselbe lang genug sein, um die Erde am Aequator dreißig Mal zu umspannen. Würde die ganze Masse in Kautabak verwandelt, so könnte man eine Pyramide von der Höhe der egyptischen davon errichten, und endlich würde dieselbe Menge Schnupftabak genügen, um eine Stadt mittlerer Größe zu verschütten, wie einst Herculanum und Pompeji unter der Asche des Vesuv. — Der Amerikaner hätte seiner Rechnung noch Folgendes hinzufügen können: Wenn man all diesen Tabak verbrennt und aus seiner Asche sämmtliche Pottasche extrahiert, so würde die daraus zu gewinnende riesige Menge noch nicht hinreichen, die Menschheit von allen ihren Fehlern im Allgemeinen und dem des Tabakconsums im Besonderen zu säubern.

— Die Elephantenmilch. Bei mangelnder Muttermilch verwenden wir zur Ernährung der Kleinen Kuh- und Ziegenmilch. Aber auch, wenn unglücklicherweise die Hausthiere einmal fehlen sollten, würden wir nicht rathlos sein, falls wir uns nur Elephantenmilch verschaffen können. Dr. Doremus macht über die Analyse derselben folgende Mittheilung: „Ich war nicht überrascht, daß die Elephanten so groß und stark werden, nachdem ich mich überzeugt hatte, daß die Milch, mit der sie genährt werden, die reichhaltigste ist, die ich jemals zu untersuchen hatte. Sie enthält weniger Wasser und mehr Butter und Zucker als irgend eine andere, sie hat ein angenehmes Aussehen und einen köstlichen Geruch. Die daraus gewonnene Butter ist reichhaltiger und süßer als die anderer Thiere und kann es mit der Sahne aufnehm